

Meinungen

Kommentar

Zürich würde besser auf bewährte Konzepte setzen

Mit grünen Streifen verleiht die Stadt den neuen Velovorzugsrouten ein individuelles Finish. Das ist nicht das Einzige, was ärgerlich ist.

Sie ist mit viel Spannung erwartet worden: die erste Velovorzugsroute Zürichs. Und die Stadt hat die Vorfremde kräftig geschürt. Velos sollten durchgehend Vortritt erhalten. Nebeneinander zu fahren, wäre möglich. Die Route, so der Anspruch, sei für jedes Alter von «8 bis 80» benutzbar.

Nun ja... Die Stadt hat sich Mühe gegeben. Hat ein ausgeklügeltes Konzept aus Abbiegeverboden und Einbahnstrassenabschnitten installiert. Riesige

Velopiktogramme auf den Asphalt gemalt und eigens Veloampeln installiert. Und tatsächlich ist die Route teilweise gelungen. Aber insgesamt macht sie doch nur halb froh.

Dass Autofahrende sich noch nicht ans neue Verkehrsregime gewöhnt haben und munter durch Einbahnstrassen kurven: geschenkt. Das wird sich einrenken. Auch jene, die ihr Fahrzeug ungeniert auf dem Velostreifen abstellen, werden es lernen. Jedenfalls wenn die

Rote Flächen, grüne Bänder, gelbe Streifen, das versteht niemand.

Polizei wie versprochen eine Zeit lang Präsenz markiert.

Was aber stört, ist, dass die Stadt erneut ein Flickwerk installiert hat. Mal ist der Velostreifen breit, dann wieder schmal. Und es wäre anscheinend kein Zürcher Velostreifen, würde er sich nicht auf einzelnen Abschnitten ganz auflösen.

Ärgerlich ist die Farbgebung. Rote Flächen, grüne Bänder, gelbe Streifen, das versteht niemand, der nicht die Bedie-

nungsanleitung gelesen hat. Statt eines individuellen «Züri-Finish» hätte die Stadt besser auf das Konzept gesetzt, das in Holland üblich ist und auch in der Schweiz mehr und mehr zum Standard wird: durchgehend rot eingefärbte Velostreifen. Und zwar möglichst von den Autos getrennt, wenn nötig mit Pfosten.

Vor allem aber reichen schöne Vorzugsrouten allein nicht. Genauso dringend ist es, all die unzähligen Stellen in der gan-

zen Stadt anzugehen, wo die Signalisation unklar ist, Velostreifen sich auflösen und es täglich zu gefährlichen Manövern kommt. Das anzugehen, ist weniger öffentlichkeitswirksam. Aber eine Vorzugsroute, die nur über gefährliche Zufahrten erreichbar ist, bringt nichts.



Liliane Minor

Kopf

Ein adretter Toggenburger will die Welt erobern

Remo Forrer Der 21-Jährige vertritt die Schweiz am Eurovision Song Contest.

Ane Hebeisen

Das Rollenspiel ist eine durchwegs beliebte Disziplin am Eurovision Song Contest. Da gibts die griechischen Frauenbetörer, die lustigen Gaudi-Polen, die Dragqueen aus Zypern, die portugiesischen Schwerblüter und was sich sonst gerade so findet im erweiterten europäischen Entertainment-Gewerbe.

Und wen schickt die Schweiz dieses Jahr an den grössten und buntesten Gesangswettbewerb der Welt? Den Remo Forrer. Ein junger Herr mit adrettem Haarschnitt, Bubengesicht, abgeschlossener Sportartikelverkäuferlehre und einem Sponsoring-Deal mit dem Autozentrum Abtwil. Ein Mann also, der – wenn ihm denn eine Rolle zugewiesen werden müsste – als juveniler Durchschnitts-Toggenburger auf der Grossbühne in Liverpool stehen wird. Ob er damit einem hundertfachen Millionenpublikum den Kopf zu verdrehen vermag? Es wird sich weisen.

Der Song, der den Remo Forrer zum Ereignis machen sollte, ist jedenfalls von ähnlich dürrem Wiedererkennungswert wie die versammelten Durchhörbarkeit-Hits eines handelsüblichen Schweizer Privatradio-Senders. Er heisst «Watergun», richtet sich gegen den Krieg und weist den praktischen Mehrwert auf, dass er zu Friedenszeiten auch als Militärdienstverweigerer-Hymne umfunktioniert werden könnte – oder als Soundtrack zur Schweizer Neutralität. «I don't wanna be a soldier», heisst es da im Refrain, «I don't wanna have to play with real blood». Er wolle damit seiner Hoffnung auf Veränderung Ausdruck verleihen, liess der 21-Jährige ausrichten, aber auch der Frustration, dass seine Generation mit den Folgen von Entscheidungen leben müsse, die sie nicht selber getroffen habe.

Der Song bedient sich eines Musters, das momentan in

jeder Hitfabrik im Copy-Paste-Verfahren zur Anwendung gelangt. Man beginne mit einem gefühligen Piano, lasse den Interpreten ebenso gefühlig dazu singen. Vor Ablauf der ersten Minute deute man unter Einbezug von Streichern etwas Schwulst an, um spätestens ab Mitte des Liedes die orchestrale Bombast-Trommeln auszu-packen. Power-Ballade nennt sich das im Fachjargon, ein Genre, das von Forrers Vorbildern Lewis Capaldi, James Arthur und Ed Sheeran eigentlich bis zur Übersättigung bewirtschaftet wird.

Lediglich vier Lieder sind von Remo Forrer bisher überliefert. Sie weisen ihn als begabten Nacheiferer ebendieser Idole aus. Und im Palmarès steht der Gewinn der Casting-Show «Voice of Switzerland» im Seuchenjahr 2020 – mit einem Finale ohne Publikum. Dass ein Nobody-Status nicht zwingend ungünstig sein muss, hat die ESC-Geschichte schon öfter bewiesen. Eher nicht so erfolgreich verheissend ist es indes, nationale Casting-Stars ins Rennen zu schicken, von denen man selbst im Heimatland kaum Notiz genommen hat: Von Forrers vier Liedern hat es nur eines in die Hitparade geschafft: eine Woche lang auf Platz 93.



Gastbeitrag

Mehr konsequentes Denken!

Man ist neutral, oder man ist es nicht. Es gibt keine Zwischenstufe von halb neutral. Denn das Wesen der Neutralität ist die Unparteilichkeit.



Neutraler Aussenminister: Bundesrat Ignazio Cassis beim Handschlag mit Wolodymyr Selenski Ende Oktober in Kiew. Foto: AP, Keystone

Paul Widmer

Seit fünfhundert Jahren verfolgt die Schweiz eine neutrale Aussenpolitik. Auf der ganzen Welt gilt sie als Muster eines neutralen Staates. Doch das steht heute auf der Kippe. Angesichts des massiven Drucks aus dem Ausland wirkt die Schweiz sehr verunsichert. Einige sehen den Sinn der Neutralität nicht mehr ein. Sie erachten diese als alten Zopf. Andere anerkennen den Wert der Neutralität durchaus, sind jedoch nicht bereit, dafür einzustehen, wenn es etwas kostet.

Einige Beispiele: Da nehmen Parlamentarier beim Export von Kriegsmaterial dem Bundesrat jeglichen Handlungsspielraum. Achtzehn Monate später machen sie rechtsumkehrt. Nach dem russischen Überfall auf die Ukraine verlangen sie, dass der Bundesrat per Notrecht die Wiederausfuhr von Kriegsmaterial in die

Ukraine genehmige. Per Notrecht, als ob man mit unserer Demokratie so jonglieren könnte!

Oder der Bundesrat: Nachdem die EU das erste Sanktionspaket gegen Russland verhängt hatte, entschied er, die Schweiz schliesse sich dem Sanktionsregime nicht an, sondern prüfe alle Massnahmen individuell. Doch drei Tage später hiess es dann: Fehlmeldung – der internationale Druck wird zu gross, wir übernehmen die Sanktionen voll.

Oder einige Schreibtischstrategen möchten die Annäherung an die Nato schleunigst vorantreiben. Selbst gemeinsame Übungen erachten sie für unproblematisch. Neutralität? Das war gestern.

Das sind bedenkliche Entwicklungen. Sie vertragen sich nicht mit einer glaubwürdigen Neutralität. Wenn wir die gegenwärtigen Probleme bewältigen

wollen, müssen wir unseren Erfahrungsfundus mehr berücksichtigen. Was heisst das konkret?

Einige empfehlen, die Schweiz solle sich nur an das rechtliche Minimum halten, ansonsten jedoch Partei ergreifen. Aber das ist eine Illusion. Es gibt keine Neutralität ohne Neutralitätspolitik.

Andere meinen, die Neutralität sei in der Vergangenheit gut gewesen, hätte aber heute keine Berechtigung mehr. Diese Leute sind geschichtsblind. Schon 1848 wollten viele Radikale die Neutralität liquidieren, um den Republikanern im Ausland zu Hilfe zu eilen. Die Neutralität hätte nur etwas getaugt, solange die Schweiz von Monarchien umgeben war. Die liberale Mehrheit jedoch entschied, sie gelte unter allen Umständen.

Einige meinen, im Zeitalter der kollektiven Sicherheit sei die

Neutralität ein Anachronismus. Theoretisch ist das richtig. Aber wie funktioniert die kollektive Sicherheit? Meistens gar nicht. Daher legitimiert das häufige Versagen der UNO die Neutralität stets von neuem.

Viele tun sich schwer mit der Ausfuhr von Kriegsmaterial. Aber das Trauerspiel, das wir derzeit erleben, müsste nicht sein. Man könnte die Erklärung über die Nicht-Wiederausfuhr im Kriegsmaterialgesetz schlicht streichen. Der Grundsatz muss lauten: Die Schweiz liefert keine Waffen an kriegsführende Parteien. Dafür übernimmt sie die Verantwortung. Was jedoch die Abnehmer von Schweizer Rüstungsgütern später damit machen, liegt in deren Verantwortung. Das wäre eine klare und neutralitätskompatible Regelung.

Paul Widmer, langjähriger Diplomat, ist Sachbuchautor. Zuletzt erschienen: «Bundesrat Arthur Hoffmann» (NZZ Libro 2017).